

Tagung „Mehr Männer in die Soziale Arbeit?“

Abstracts

Prof. Dr. habil. Michael May

Hegemoniale Männlichkeit und Soziale Arbeit: Eine herrschafts- und differenzanalytische Betrachtung der Forderung nach mehr Männer in die Soziale Arbeit

Ausgangspunkt des Beitrages ist die Differenzierungsbedürftigkeit der Frage bzw. Forderung „Mehr Männer in die Soziale Arbeit“ dahin gehend: Welcher Männlichkeiten bedarf die Soziale Arbeit in welchen Felder und welchen Positionen? Diese Frage soll vor dem Hintergrund der empirischen Befunde des Projektes „Männer in der Minderheit“ (Kontos/May) und einer Weiterentwicklung des analytischen Konzeptes „Hegemonialer Männlichkeit“ diskutiert werden. Dabei sollen aus dem Themenspektrum der Tagung vor allem die Fragen aufgegriffen werden:

Welche „Geschlechterreviere“ und geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen existieren in der Sozialen Arbeit?

Warum haben die Programme zur Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller derzeit Konjunktur? Welche Interessensgruppen und Interessenslagen stehen dahinter?

Welche Problem- und Konfliktfelder verbergen sich in dem Ruf nach mehr Männern in der Sozialen Arbeit? Welche neuen Geschlechterkonkurrenzen entstehen in Beruf und Studium?

Warum ist eine Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller in der Sozialen Arbeit anzustreben?

Bezüglich der letzten Frage soll eine nach Feldern und Positionen sowie Praxen von Männlichkeit differenzierte Antwort zur Diskussion gestellt werden, die der Maxime „Gleichheit und Differenz“ folgend eine demokratische und sozial gerechte Alternative zu den Praxen Hegemonialer Männlichkeit zu entwickeln sucht.

Maika Böhm, Dr. Jürgen Budde

„Ich finde es gehört einfach dazu anderen zu helfen“- Soziale Arbeit als attraktiver Beruf für männliche Jugendliche?!

Fragestellung

Über welche Erfahrungen in und Vorstellungen von Sozialer Arbeit verfügen junge Männer? Wie können männliche Jugendliche in der Berufsorientierung für den Beruf Soziale Arbeit interessiert werden? Welche Bedeutung schreiben Jungen dabei Geschlechteraspekten zu?

Methodisches Vorgehen

Empirische Studie im Auftrag einer Norddeutschen Hochschule für angewandte Wissenschaft, Department Soziale Arbeit: Gruppendiskussionen mit Schülern der Sek II und Zivildienstleistenden (N = 28) sowie vier Expert_inneninterviews; quantitative Erhebung unter 240 Studierenden (2008).

Befunde, Thesen zur Fragestellung

Bei fast allen Befragten gab es nur wenig konkrete Kenntnisse über die Profession Soziale Arbeit. Gleichzeitig dominierten Vorstellungen über geringes Ansehen, schlechte Verdienstmöglichkeiten und geringe Erfolgserlebnisse, also Vorstellungen die das gesellschaftliche Image Sozialer Arbeit reflektieren und von einigen Befragten mit der Figur

des Managers/Bankers als Berufswunsch kontrastiert wurden. Institutionalisierte Angebote zur Berufsorientierung bieten jungen Männer keine erkennbare Unterstützung für einen Weg in die Soziale Arbeit.

Andererseits kann die Studie zeigen, dass nicht von einer generellen Distanz junger Männer gegenüber sozialen Tätigkeiten ausgegangen werden kann. Als besonders bedeutsam erweisen sich in diesem Zusammenhang biographische Erfahrungen mit sozialen bzw. helfenden Tätigkeiten. Allerdings münden Erfahrungen nicht in jedem Falle in eine entsprechende Berufswahl, sondern können im Gegenteil gerade als Argument gegen ein Studium der sozialen Arbeit verwendet werden. Insgesamt sind die Muster vielfältiger und weniger vergeschlechtlicht als der öffentliche Diskurs vermuten lässt.

Jan Wulf-Schnabel

Entwicklungen und Ursachen des rückläufigen Männeranteils in der Sozialen Arbeit

Zentrale Fragestellungen:

- 1) Wie hat sich der Männeranteil in den Studiengängen Sozialer Arbeit seit Beginn der Hochschulausbildung entwickelt?
- 2) Wie stellt sich der Männeranteil in der Sozialwirtschaft unter den aktuellen Transformationsbedingungen des Sozialen dar?

Methodisches Vorgehen:

Für die erste Fragestellung werden bundesweite Daten einer aktuellen Analyse der Geschlechterverhältnisse in den Studiengängen zur Sozialen Arbeit seit den 1970er Jahren bis 2009 vorgestellt (Wulf-Schnabel/Klein 2011). Zur Bearbeitung der zweiten Fragestellung werden Ergebnisse einer aktuell abgeschlossenen Organisationsanalyse eines bedeutenden Trägers der Freien Wohlfahrtspflege präsentiert (Wulf-Schnabel 2011). Hierfür hat der Autor einen über achtjährigen Reorganisationsprozess (vom Verein zum Unternehmen) unter expliziter Beachtung der Geschlechterverhältnisse erforscht.

Befunde:

Entgegen verbalen Bekundungen und manchen Bemühungen bleiben Männer in der Sozialen Arbeit die Ausnahme. Trotz Beschäftigtenboom im „sozialpädagogischen Jahrhundert“ (Rauschenbach 1999) und auch während der mittlerweile seit zwei Jahrzehnten stattfindenden Ökonomisierung (Modell der Neuen Steuerung) sinkt der Männeranteil in den Studiengängen Sozialer Arbeit. Ähnliches zeigt eine Organisationsanalyse in der Sozialwirtschaft: Entgegen der allgemeinen Überzeugung nehmen Frauen heute sogar Leitungspositionen in einem Umfang ein, der fast ihrem Anteil unter den Gesamtbeschäftigten entspricht. Allerdings erzeugen die Transformationen des Sozialen in der Sozialwirtschaft Arbeitsanforderungen und Arbeitsbedingungen, die nicht nur zu prekärer Beschäftigung führen, sondern die sogar Leitungspositionen entwerten.

Eine Belastungs- und Wertbetrachtung (nach verschiedenen Kapitalien) offenbart, dass der Markt zur formierenden Kraft in der Sozialen Arbeit geworden ist. Offenkundig erklärt sich der Rückgang der Männer dadurch, dass kein männlich konnotierter Zugang existiert und die Bedingungen in der Sozialen Arbeit immer unattraktiver sind.

Petra Ganß

Männer auf dem Weg in die Soziale Arbeit – Wege nach oben? Die Konstruktion von „Männlichkeit“ als Ressource der intraberuflichen Geschlechtersegregation

Ausgangslage und Forschungsinteresse

Die Forschungsarbeit befasst sich mit dem Thema der geschlechtlichen Segregation in einem frauendominierten Berufsfeld. Konkret wird das Phänomen beleuchtet, dass in der Sozialen Arbeit in Deutschland Männer eher in klientinnen- und klientenfernen/organisatorischen Bereichen sowie in leitenden Positionen tätig sind, während Frauen vorwiegend in klientinnen- und klientennahen/beziehungsorientierten Bereichen und in ausführenden Positionen arbeiten (vgl. Hasenjürgen 2002, Matzner 2007). Da männliche Akteure im Berufsfeld der Sozialen Arbeit in Deutschland bislang kaum Gegenstand des Forschungsinteresses gewesen sind und deutsche Forschungsstudien zur Geschlechtersegregation in der Sozialen Arbeit nahezu ausschließlich auf die Perspektive von Frauen fokussiert sind (vgl. Matzner 2007), ist das Interesse der vorliegenden Untersuchung auf die Situation von Männern gerichtet bzw. auf die Frage, inwiefern Männer an der Aufrechterhaltung der intraberuflichen Geschlechtersegregation der Sozialen Arbeit beteiligt sind. Dabei werden diejenigen Akteure in den Blick genommen, die sich noch nicht in die berufliche Geschlechterordnung der Sozialen Arbeit eingefügt haben: Männliche Studierende der Sozialen Arbeit, deren Studienwahlmotivationen, Berufsrollenverständnisse und berufliche Zielvorstellungen, deren (Selbst)Sicht auf „Männlichkeit“ und Erfahrungen als Minderheit in einem frauendominierten Umfeld.

Theoretischer Hintergrund und Zielsetzung

Der Forschungsarbeit liegt ein sozialkonstruktivistisches Verständnis von Geschlecht und Geschlechtersegregation im Berufsbereich zugrunde. Hierbei stellen das Konzept der „geschlechterkonstituierenden Segregation“ (Wetterer 1999/2002), (habitus-theoretische) Ansätze zur Konstruktion von „Männlichkeit“ (Bourdieu 1997/2005, Connell 1999, Meuser 2006) sowie angloamerikanische Forschungsergebnisse zur Geschlechterkonstruktion im Kontext einer „gegengeschlechtlichen“ Berufswahl (Cree 1996, Williams 1989/1993/1995) zentrale Anknüpfungspunkte dar. Davon ausgehend, dass die Konstruktion von „Männlichkeit“ eine Ressource für die Aufrechterhaltung der beruflichen Geschlechtersegregation darstellt und die Segregation eine Ressource für die Konstruktion von „Männlichkeit“, wird der Frage nachgegangen, ob und inwiefern sich dieser wechselseitige Strukturbildungszusammenhang bei einer „gegengeschlechtlichen“ Berufswahl von Männern - hier der Studienwahl Soziale Arbeit - beobachten lässt. Das Studium wird hierbei als Ort betrachtet, an dem arbeitsteilige Strukturbildungsprozesse durch das „doing gender“ aller beteiligten Akteure in Gang gesetzt werden. Zur Konkretisierung der Forschungsperspektive werden folgende Leitfragen formuliert:

- Lassen sich bei männlichen Studierenden der Sozialen Arbeit eher Tendenzen zur Minimierung oder zur Verstärkung der Geschlechterdifferenz beobachten?
- Werden eher Tendenzen zur Auflösung oder zur Aufrechterhaltung der intraberuflichen Geschlechtersegregation sichtbar?

Methode

Das Forschungsvorhaben wurde über eine qualitative Erhebung durch 18 Leitfadeninterviews und deren Ergänzung durch einen soziodemographischen Kurzfragebogen umgesetzt. Die Interviews wurden mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet. Vor dem Hintergrund, dass

die Mehrzahl der männlichen Studierenden der Sozialen Arbeit vor dem Studium eine andere berufliche Ausbildung begonnen bzw. absolviert hat und/oder in einem anderen Beruf tätig gewesen ist, wurden die Ergebnisse in Kontextabhängigkeit zu den vorherigen Berufserfahrungen der Männer betrachtet. Hierzu wurde die Untersuchungsgruppe, entsprechend ihrer Zugangswege zum Studium, nach Einsteigern (Abiturienten), Aufsteigern (aus sozialarbeitsnahen und frauendominierten Berufen und Ausbildungskontexten) und Umsteigern (aus sozialarbeitsfernen, männerdominierten und gemischtgeschlechtlichen Berufen und Ausbildungskontexten) differenziert.

Ergebnisse der Studie

Insgesamt weisen die Aussagen in den Interviews darauf hin, dass bei den befragten Studenten der Wunsch nach organisatorischen, administrativen oder auch freiberuflichen Perspektiven eher im Vordergrund steht als ein Streben nach klientinnen-/klientennahen, beziehungsorientierten Tätigkeiten. Dies zeigt sich sowohl in der Studienwahlmotivation der Männer, als auch in ihren beruflichen Zielvorstellungen. Entgegen bisheriger Untersuchungen werden sozial-karitative Motivationen, die auf eine Präferenz für die beziehungsorientierte Arbeit mit Menschen verweisen, nur selten benannt. Vielmehr steht bei den männlichen Studierenden das Bedürfnis nach Einflussnahme und beruflicher Gestaltungsfreiheit, nach Erweiterung der beruflichen Perspektiven und Aufstiegsmöglichkeiten sowie nach einer Kompensation bisheriger beruflicher Defiziterfahrungen im Vordergrund. Ihre beruflichen Vorerfahrungen - sowohl die sozialarbeitsnahen als auch die sozialarbeitsfernen - nehmen die Studenten als Bonus wahr, den sie für den beruflichen Aufstieg nutzen können und der ihnen zur Legitimation von Leitungsambitionen dient. Dass die Studenten aufgrund ihrer für Männer untypischen Studienwahl habituell verunsichert sind, lässt sich anhand der Ergebnisse nicht bestätigen. Vielmehr zeigen sich selbstbewusste Akzentuierungen des eigenen Geschlechterstatus. Die dominierende Wahrnehmung in den beiden berufs-/studien erfahrenen Gruppen ist, dass Männer in dem frauendominierten Berufsfeld der Sozialen Arbeit eine Bereicherung darstellen, weil sie Aufgabenbereiche ausfüllen, die Frauen nicht oder nur unzureichend bekleiden können. Die Frauendominanz in der Sozialen Arbeit wird als Defizitsituation konzipiert, die erst durch Männer behoben werden kann. So scheint es für die meisten berufs- und studien erfahrenen Studenten auch selbstverständlich zu sein, dass sich die berufliche Rolle von Männern von derjenigen der Frauen unterscheidet. Auch die Erfahrung, dass das gesellschaftliche Umfeld der Studien-/Berufswahl mit Skepsis und Vorurteilen begegnet, bietet den meisten Männern wenig Anlass zur Verunsicherung. Die der Studienwahl entgegengebrachte geringe Akzeptanz wird auf ein altmodisches Denken zurückgeführt und die eigene Berufswahl als selbstbewusster Ausdruck einer modernen zeitgemäßen Einstellung gedeutet. Deutlich wird, dass sich die Aktualisierungen der Geschlechterdifferenz - je nach beruflicher Vorerfahrung - unterscheiden. In der Einsteiger- und Aufsteigergruppe ist die Tendenz zu beobachten, die vorgefundene Geschlechterordnung sowie die, von Seiten der Frauen vorgenommenen, Relevanzsetzungen von Geschlecht bzw. „Männlichkeit“ - je nachdem, ob es sich für die Männer als Vor- oder Nachteil erweist - zu nutzen oder zu konterkarieren. Die Mehrzahl der Umsteiger tendiert hingegen dazu, die Aktualisierungen der Geschlechterdifferenz aktiv voranzutreiben bzw. durch ein verstärktes „doing masculinity“ zu intensivieren. Im Gegensatz zu den beiden anderen Gruppen haben die Aufsteiger traditionelle Geschlechtergrenzen durch ihre vorherige Berufswahl bereits überschritten. Zwar findet sich „hegemoniale Männlichkeit“ als Orientierungsfolie des männlichen Habitus auch in der Aufsteigergruppe, insgesamt jedoch dominiert hier - wie auch in der Einsteigergruppe - die Tendenz des „undoing masculinity“.

Folgerungen

Insgesamt ist aufgrund der Ergebnisse von einer Verfestigung der intraberuflichen Geschlechtersegregation im Berufsfeld der Sozialen Arbeit auszugehen. Die Studierenden verbinden mit ihrem Minderheitenstatus einen „Männerbonus“, der - ebenso wie die bestehende Geschlechterordnung - den Weg in bestimmte berufliche Arbeitsfelder und Positionen nahe legt, vereinfacht oder ebnet. Festzuhalten ist, dass „Männlichkeit“ bereits vor dem Eintritt in das Berufsleben eine wichtige Ressource zur Bedeutungsgenerierung und Strukturbildung im Berufsbereich darstellt. Sowohl die Männer selbst als auch das Umfeld tragen dazu bei, Geschlecht bzw. „Männlichkeit“ zu einer relevanten Angelegenheit machen und den Weg in berufliche „Männernischen“ oder auch den Weg nach „oben“ zu unterstützen. Vor dem Hintergrund der vorliegenden Ergebnisse erscheint es sinnvoll, die Forderung, den Männeranteil in der Sozialen Arbeit zu erhöhen und die damit verbundene Erwartung, ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis an empathischen Bezugspersonen zu generieren, zukünftig kritisch zu reflektieren. Weiterhin bieten die Ergebnisse Anlass, den Geschlechterdiskurs im Studium von einer eindimensionalen „Feminismus-Debatte“ zu lösen und anstelle dessen ein sozialkonstruktivistisches Verständnis von Geschlecht und Geschlechtersegregation im Berufsbereich zu vermitteln. Die Ergebnisse dieser Studie können dazu beitragen, Studierende, Lehrende und auch Fachkräfte der Sozialen Arbeit zu einer kritischen Auseinandersetzung mit geschlechtlich konnotierten Berufsrollenverständnissen sowie den interaktiven Mechanismen der Geschlechterkonstruktion aufzufordern.

Christine Meyer

Männliche Perspektiven in der personenbezogenen Dienstleistungsarbeit und ihr Nutzen für die Aufwertung typischer Frauenberufe.

In einer Untersuchung zu Männern in Frauenberufen habe ich Männer in sozialen, erzieherischen und pflegerischen Berufen zu ihren beruflichen Wegen, Qualifikationen und Besonderheiten befragt mit der Perspektive, ob sich nicht die strukturellen Benachteiligungen typischer Frauenberufe auch auf die Berufs- und Karrierewege der Männer niederschlagen (vgl. Meyer 2006). Die Ergebnisse dieser Studie wurden 2006 in der „neuen praxis“ veröffentlicht. Dabei bin ich auf eine Idee gestoßen, aus der sich professionspolitisch vielleicht noch etwas machen lassen könnte. Deshalb würde mein Beitrag eher programmatischer Art ausfallen, da ich diesen Punkt seither für bedeutend halte, ihn jedoch noch nicht weiter ausgearbeitet bzw. forschersich verfolgt habe:

Die Männer aus den unterschiedlichen Ebenen personenbezogener Arbeit betonten wiederkehrend, welchen Spaß und welche Freude ihnen die Arbeit mit Menschen in sozialen Kontexten machen würde und sie hätten den Eindruck, tatsächlich etwas zu bewirken, während sie dieses in vorangehenden z.B. handwerklichen Berufen nicht erfahren hätten. Diese seien eher durch Routine geprägt gewesen. Typische Frauenberufe sind dadurch gekennzeichnet, auch aufgrund ihrer Haushaltsnähe, dass ihre Tätigkeiten, Ergebnisse und auch benötigte Kompetenzen für hierin tätige Frauen eher unsichtbar und wenig greifbar bleiben. Diese Besonderheiten im täglichen Arbeiten wurden charakterisiert als Gleichzeitigkeit von „Denken, Fühlen und Tun“, als Prozesshaftigkeit und Ungewissheit, auch als grundsätzlich strittig vom Ergebnis her (vgl. Rabe-Kleberg, Karsten, Krüger u.a.). In meinen Ergebnissen zeigte sich jedoch, dass Männer in Frauenberufen Ziele und Ergebnisse ihrer Arbeit eher sehen, deshalb auch benennen und stark machen können, so dass sie damit eine Aufwertung ihrer Berufstätigkeit erzielen. Diese Erkenntnis könnte weiter verfolgt werden und für professionspolitische Aufwertungsprozesse personenbezogener Dienstleistungsarbeit in Erziehung und Sozialem insgesamt und vor allem auch für Frauen und ihren Durchstiegsmöglichkeiten in Leitungs- und Führungsebenen nutzbar gemacht werden. Die Forderung nach mehr Männern auf allen Ebenen personenbezogener

Dienstleistungsarbeit erscheint selbstverständlich, führt ohne weitere Diskussionen, Einordnungen und strategischen Überlegungen jedoch nur zu mehr Konkurrenz und kann Aufstiegs- und Durchstiegsmöglichkeiten für Frauen in diesen Bereichen vermindern oder sogar verhindern.

Thesen zur kritischen Auseinandersetzung und Diskussion:

Männer bilden eine besondere Fachlichkeit heraus – Männer verfolgen im Frauenberuf die Strategie der Geschlechterdifferenzverstärkung: Männer suchen sich vor allem solche Tätigkeitsbereiche aus, die traditionell eher „männliche Fähigkeiten“ zu erfordern scheinen (Technikorientierung, physische Stärke, etc.) (vgl. Williams 1989 nach Bartjes/Hammer 2005). Gleichzeitig wird ihnen diese Rolle von den Kolleginnen und den AdressatInnen zugeschrieben. Solch eine aktive Reproduktion von Geschlechterdifferenzen führt wiederum zu einer neuen Geschlechterhierarchie auch innerhalb typischer Frauenberufe.

Weder Männer noch Frauen sehen Benachteiligungen im Horizont frauenspezifischer Benachteiligungen! Männer sind in einem Frauenberuf erst einmal ohnehin auch von der strukturellen Benachteiligung betroffen. Gleichzeitig sind es jedoch die Männer, die per „glass escalator Effekt“ beinahe direkt vom Zivildienst in die Führungs- und Leitungsetage einer Einrichtung oder sozialen Organisation aufsteigen, während die Frauen zurückbleiben. Ein „Frauenberuf in Männerregie“, wie es von Cloos/Züchner bezeichnet wurde (vgl. ebd. 2002). Die Mehrheit der Männer in erzieherischen, sozialen und pflegerischen Berufen münden mit dem Berufsziel „mit Menschen arbeiten“ in diese Berufsbereiche ein und würden gerne auf allen Ebenen arbeiten, doch die nach wie vor geltende „Familienernährerrolle“ und die gleichzeitig geringe Entlohnung auf den unteren Ebenen zwingt sie zum Aufstieg innerhalb der Hierarchie sozialer Einrichtungen.

Soziale, erzieherische oder pflegerische Arbeit vermittelt unmittelbare Erfolge aufgrund direkter Rückmeldungen der AdressatInnen: Männer nehmen die Prozesshaftigkeit personenbezogener Dienstleistungsarbeit und den zeitlich zusammenfallenden Zusammenhang von „Denken, Fühlen und Tun“ als verantwortungsvolle und sinnvolle Aufgaben wahr, die die Erfolge direkt vermitteln, weil sie sie im Moment der Herstellung wahrnehmen über die Reaktionen der Menschen. Männer formulieren, dass ihnen ihre Arbeit Spaß bereitet, der durch den direkten und unmittelbaren Kontakt mit Menschen hergestellt wird. Die ganze Persönlichkeit wird beansprucht und in der Zeit der Produktion der Dienstleistung wirkt sie für Männer unmittelbar und greifbar. Männer haben ein besonderes Verständnis von Erfolg in der personenbezogenen Dienstleistungsarbeit, dazu gehört der Sinn bzw. das Sinnvolle der Arbeit, der diesen alltäglichen bzw. alltagsstrukturierenden Tätigkeiten zugrunde liegt.

Gestaltungsmöglichkeiten der Gesellschaft – Männer verändern die Gesellschaft.

Personenbezogene Dienstleistung bietet eine Vielzahl an Gestaltungsmöglichkeiten in unterschiedlichen Arbeitsfeldern und auf unterschiedlichen hierarchischen Ebenen. Männer auf den unterschiedlichen Ebenen personenbezogener Dienstleistung sehen sich als Garanten und Hersteller der Erhaltung und Erhöhung von Lebensqualität in der Gesellschaft. Darüber hinaus sehen sie ihre eigene Lebensqualität gesichert, wenn sie authentisch, eigenverantwortlich und professionell arbeiten können. Sie leisten einen Beitrag dazu, für Kinder und Jugendliche als Zukunft der Gesellschaft aktiv Teilhabe herzustellen, Erziehungs- und Entwicklungsprozesse zu begleiten und anzustoßen, damit es insgesamt eine Zukunft gibt. Sie schätzen am personenbezogenen Dienstleistungsbereich, dass es kaum Routinen gibt und jeder Tag neue Herausforderungen darstellt, weil es Arbeit mit Menschen ist, die jeden Tag neu herausgefordert sind.

Männliche Sozialarbeiter und Sozialpädagogen als Potenzial für eine geschlechtergerechte(re) Praxis der Sozialen Arbeit?

Für die ernsthafte und gesellschaftlich notwendige Auseinandersetzung einer Praxis geschlechtsbezogener Sozialer Arbeit mit den Lebenslagen, Lebenserfahrungen und Bedürfnissen von Jungen und Männern und für die Bearbeitung von „typisch“ männlichen Problemen wie Gewalt von jungen Männern oder Vereinsamung und Suizidalität von pensionierten Witvern bedarf es zunehmend gut qualifizierter und gendersensibler männlicher Sozialarbeiter und Sozialpädagogen. Der Gewinnung von männlichem Berufsnachwuchs stehen allerdings stagnierende bis rückläufige Anteile von Männern gegenüber, die sich für ein Studium der Sozialen Arbeit an einer deutschschweizer Fachhochschule entscheiden. Die Gründe dafür liegen, so unsere Hypothese, weniger im grundsätzlichen Desinteresse von Männern an der Sozialen Arbeit, sondern vielmehr an dem weiblich dominierten Bild der Sozialen Arbeit und entsprechend ausgerichteten Informations- und Zugangskonzepten. Diese bisher lediglich beobachteten Barrieren wurde mit einer Untersuchung empirisch analysiert, um Voraussetzungen für eine chancengerechte Integration von Männern in das Studium der Sozialen Arbeit zu schaffen und damit zur notwendigen Erhöhung von qualifiziertem männlichen Personal in der Praxis der Sozialen Arbeit beizutragen. In einem weiteren Schritt ist geplant, künftig auch gezielter spezifische Studieninhalte zu vermitteln, welche diesen angehenden Sozialarbeitern und Sozialpädagogen auch fachlich die notwendigen Methoden und Handlungsinstrumente in die Hand zu geben, damit sie nicht einfach baldmöglichst eine Führungsposition in der Sozialen Arbeit anstreben, sondern sich vermehrt und langfristig in der sozialarbeiterischen bzw. sozialpädagogischen Basisarbeit mit Kindern, Jugendlichen und auch erwachsenen Männern engagieren, geschlechtsspezifische Konzepte für die Arbeit mit dieser Zielgruppen entwickeln und damit einen professionellen und gesellschaftlichen Beitrag zur Bearbeitung und Prävention von typisch männlichen Problemlagen leisten können.

Unsere Studie gliedert sich auf in die geschlechtsspezifischen Analyse der FH-internen Informationsveranstaltungen für StudienbewerberInnen und des Aufnahmeverfahrens einerseits, sowie eine quantitative und eine qualitative Befragung von ehemaligen Studienabsolventen zu Fragen ihrer Studien- und Berufsmotivation, ihrer derzeitigen Tätigkeiten und Positionen im Berufsfeld, ihrer Zufriedenheit und Identifikation mit dem Beruf, sowie ihren subjektiven Einschätzung der Erscheinungsbilder von Sozialarbeitern und Sozialpädagogen. Die Ergebnisse bestätigen u. a. unsere Annahme, dass männliche Studierende meist über Umwege wie z. B. eine handwerkliche Berufslehre, einigen Jahren Berufserfahrung und biografischen Krisen zum Studium der Sozialen Arbeit gelangen. Entlang der Befunde aus unserer Studie sollen mit dem Fachpublikum die Fragen diskutiert werden, wie das Curriculum der Sozialen Arbeit gestaltet werden müsste, um bei den Studenten vermehrt Genderkompetenzen zu fördern und die Potentiale männlicher Sozialarbeiter und Sozialpädagogen für die Entwicklung eines veränderten männlichen Rollenverständnisses auch in der Praxis fruchtbar zu machen.

**Prof. Dr. Renate Kosuch/Tim Fehrenbach (Session II):
"Selbstentwürfe von Sozialarbeitsstudenten. Männlichkeitsinszenierungen - Ambivalenzen -
Veränderungspotential"**

In diesem Beitrag werden ausgewählte Ergebnisse der im Rahmen des Programms „Gleichstellung“ der FH Köln geförderten Begleitforschung zum Boys’ Day 2010 vorgestellt. In der als Vorstudie angelegten Untersuchung ging es vor allem um die Frage, inwieweit eine gemeinsame reflexive Thematisierung von Geschlecht zu einer Erweiterung von Männlichkeitsentwürfen innerhalb der Sozialen Arbeit beitragen kann. Sie bildet die Basis für ein geplantes umfangreicheres Forschungsprojekt zum De-Gendering der Sozialen Arbeit. Ziele des Boys’ Days an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften, der 2010 erstmals veranstaltet wurde, sind neben der Erweiterung des Berufswahlspektrums für Jungen die Erhöhung des Männeranteils und der Vielfalt von Männlichkeiten in der Sozialen Arbeit. In der gemischt-geschlechtlichen Lenkungsgruppe wurde eine Konzeption erarbeitet, die auf den Erfahrungen mit dem Boys’ Day an der FH in Emden basiert. Insgesamt 70 Schüler wurden von speziell geschulten Mentoren, die das Tagesprogramm für die Schüler mit erarbeitet haben, über den Tag begleitet.

Aus den Einzel- und Gruppeninterviews mit allen 14 Mentoren und aus der teilnehmenden Beobachtung der Zusammenkünfte von Mentoren und Lenkungsgruppe wurden Hinweise auf Männlichkeitsinszenierungen und Selbstentwürfe herausgearbeitet. Zudem gingen die Daten aus der schriftlichen Teilnehmerevaluation in die Studie ein.

Die folgenden Tendenzen werden näher erläutert:

Sozialarbeitsstudenten distanzieren sich von der hegemonialen Männlichkeit und zeigen das Bedürfnis nach Emanzipation. Die Wirkmacht kulturell vorherrschender Bezugssysteme wird jedoch durch die Distanzierung nicht aufgehoben. Vielmehr provoziert der gegengeschlechtlich geprägte Studienkontext eine Rückbindung an tief verankerte, tradierte Männlichkeitsideale mittels subtiler Männlichkeitsinszenierungen und fachspezifischer Abwehrstrategien. Identifikationen mit der hegemonialen Männlichkeit bleiben dabei undurchsichtbar. Das kollektive Ausblenden der bedrohlichen Kategorie „Geschlecht“ verhindert eine aktive Bearbeitung des Identitätskonflikts und die Ausreifung moderner Identitätsformationen.

Die ambivalente Geschlechtsidentität verbunden mit den Vermeidungsstrategien stehen dem Anspruch der Sozialen Arbeit entgegen, der Klientel ein möglichst auf Machtverzicht ausgerichtetes Beziehungsangebot zu machen.

Zugleich finden sich inmitten dieser Bewältigungsstrategie Anzeichen für ein individuelles und kollektives Zweifeln und Rütteln an geschlechtlichen Prägungen und habituellen Orientierungsmustern. Ein Anknüpfen an dieses Veränderungspotenzial wird somit möglich.

Abschließend werden weiterführende Forschungsfragen in Hinblick auf das Veränderungspotenzial thematisiert.

Susann Fegter

Von abwesenden Männern und anwesenden Frauen - machtvolle Positionierungen im Mediendiskurs

Die Forderung nach mehr Männern im Erziehungs- und Bildungswesen hat sich im öffentlichen Diskurs vor allem im Zusammenhang der Rede über Jungen als Modernisierungsverlierer etabliert. Ausgehend davon, dass mediale Thematisierungen die öffentliche Wahrnehmung von Problemen stark beeinflussen und zugleich ihre Gegenstände nicht einfach abbilden sondern diskursiv erzeugen, geht dieser Beitrag folgenden Fragen nach: Wie ist die Forderung nach ‚mehr Männern‘ in der medialen Diskussion um Jungen als

Modernisierungsverlierer zum Thema gemacht worden? Mit welchen Zuschreibungen und Positionierungen gehen diese Thematisierungen einher? Welche Produktivität entfalten sie mit Blick auf Geschlechter- und Männlichkeitsordnungen? Grundlage der Ausführungen ist eine Diskursanalyse mit insgesamt 52 Mediendokumenten aus dem Zeitraum 1999-2009 der Zeitungen ZEIT, FAZ, SZ, TAZ, BILD und GEO.

Folgende Befunde bzw. Thesen möchte ich mit Rückbezug auf mein Material entfalten: Die Forderung nach ‚mehr Männern‘ wird im Rahmen einer problematisierenden Rede über abwesende Männer und anwesende Frauen erzeugt. Dies folgt dem Muster einer Abwertung der Tätigkeiten von Frauen und einer Aufwertung der antizipierten Tätigkeiten von Männern. Zusätzliche Produktivität entfaltet die dabei erzeugte Leerstelle anwesender Männer: Soziale Konstruktionsprozesse von Männlichkeit in gegenwärtig existierenden Interaktionen von Männern mit Jungen (und Mädchen) in Bildungs- und Erziehungsinstitutionen geraten aus dem Fokus der Aufmerksamkeit. Stattdessen ermöglicht die Leerstelle anwesender Männer eine diskursive Positionierung von Männern als ‚Retter‘ der Jungen (und der Gesellschaft, die von den Problemen der Jungen als bedroht thematisiert wird) und stärkt damit eine zentrale Figuration männlicher Hegemonie. Über Zuschreibungen an die abwesenden Männer werden Männlichkeitsnormen zum Teil traditional bestätigt, zum Teil werden neue Männlichkeitskonzeptionen entwickelt, die auch Fragen der Zuständigkeit im intergenerationalen Verhältnis betreffen.

Die Analysen stammen aus meiner Doktorarbeit die zum 1. Februar 2011 eingereicht wird und weiter gefasst nach der Krisenkonstruktion in den medialen Thematisierungen von Jungen als Bildungs- und Modernisierungsverlierer fragt (daher auch dieses Abstract auf den ‚letzten Drücker‘). Eine Publikation gibt es daher zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht. Ich würde mich dennoch außerordentlich freuen, meine Thesen bei Ihrer Arbeitskonferenz zur Diskussion stellen zu dürfen, weil eine frühere Tagung des gFFZ (Mädchen als Gewinnerinnen – Jungen als Verlierer der Postmoderne) eine wichtige Inspiration für meine Doktorarbeit dargestellt hat.

Florian Fell

Arbeitstitel des Beitrags (in Anlehnung an eine Untersuchung im Rahmen meiner Diplomarbeit):

Männer in der Sozialen Arbeit. Identitäten – Lebenserzählungen. Versuch einer konzeptuellen Ordnung sowie der Skizzierung praktischer Konsequenzen.

Fragestellung:

1. Welche spezifische Männlichkeiten sind in der Lebenserzählung dieser Männer beschreibbar?
2. Was ist über die Position von Männern in der Sozialen Arbeit im Geschlechterverhältnis zu sagen?
3. In welchem Zusammenhang steht das berufliche Handeln und Selbstverständnis der Befragten mit ihrer Männlichkeit und wie verstehen sie ihre berufliche Identität? Ergeben sich aus ihren Männlichkeiten ganz spezifische personale Kompetenzen im Bereich der Sozialen Arbeit?
4. Welche geschlechterpolitischen Konsequenzen sind zu ziehen? Ist es notwendig, dass mehr Männer in die Soziale Arbeit gehen?

Methode:

Theoretischer Ansatz: Gender-Study; Untersuchung der Konstruktion von Männlichkeiten bei Männern in der Sozialen Arbeit.

Empirischer Ansatz: Qualitative Inhaltsanalyse (Fallstudien). Datengewinnung durch ausführliche narrative Interviews (Erhebung gestützt durch einen offen formulierten Leitfaden) sowie online. Auswertung datenbankgestützt nach den Grundsätzen der Grounded Theory, also die Entwicklung eines theoretischen Verständnisses am Forschungsgegenstand mit dem Ziel einer konzeptuellen Ordnung.

Befunde:

Kategorien, um die vorgefundenen Männlichkeiten beschreibbar zu machen:

1. Bereich Lebenserzählungen mit den Kategorien „Das erzählte Selbst“: Persönlichkeit und Profession sowie eine sehr reflektierte Bildungs- und Berufsbiographie.
 2. Bereich Vorbilder und engste Umgebung in Kindheit und Jugend als Einflussfaktoren mit den Kategorien Vorbilder und Peers.
 3. Die erzählte Männlichkeit der Befragten mit den Kategorien Kernerzählung der Männlichkeit: Konstruktion der jeweiligen spezifischen Identität als Mann, Finden und Reflexion der eigenen Männlichkeit, Männlichkeit als (unabgeschlossenes) Projekt, die jeweilige Position im Geschlechterverhältnis sowie Rollenkonflikt und Rollendistanz. Und schließlich der Bereich
 4. Berufliches Handeln und Selbstverständnis mit den Kategorien Helfer vs. Organisator und Leiter vs. Beziehungsarbeiter als Achsen, auf denen berufliche Identitäten, in der Sozialarbeit stattfinden können, sowie: Identität im Beruf bzw. Beruf als Identität.
- Wie sind die Männer, mit denen ich gearbeitet habe, zu beschreiben? Ich fand Männer vor, die schon von früh an in ihrer Biographie Rollendistanz (zu herkömmlichen Männlichkeiten) geübt haben, wenn auch nicht bewusst und oft nicht freiwillig, die wenig von männlichen/väterlichen Vorbildern mitnehmen konnten, die hier auch Defizite erlebt haben. Sie konstruieren ihre Männlichkeit auffällig unabhängig von herkömmlichen Stereotypen, nehmen aber in Kauf, dass sie Männlichkeitsarbeit auf Dauer leisten müssen: Eine nie abgeschlossene Suche nach der eigenen Position im Geschlechterverhältnis. Es sind

Männer, die ihre Männlichkeit teilweise sehr intensiv hinterfragen und reflektieren. Ihre Wege in die Soziale Arbeit sind vielfach ungerade Wege, wobei die entscheidenden Einflüsse oft sehr früh gesetzt wurden. Sie haben sich ihren Beruf weniger rational ausgesucht, als ihn intuitiv und auf der Suche nach einer kohärenten Identität „gefunden“. Sie sind nicht auf die „weibliche Seite“ der Arbeitswelt, weil sie auf der „männlichen Seite“ gescheitert wären, sondern um auch beruflich kongruent zu sein mit ihrer (männlichen) Identität. Aber es gibt auch den Weg zurück, in den weniger „fürsorglichen“ Bereich, z.B. in Leitungspositionen, die Raum für die Entfaltung einer „herkömmlichen“ („hegemonialen“) Männlichkeit bieten. Es sind immer Männer, die eine differenzierte Position im Geschlechterverhältnis einnehmen und die gleichzeitig versuchen, Männer zu bleiben und sich mit anderen Männern auseinander zu setzen. Ihre Rollendistanz ist dem angemessen, was für einen Mann in der Sozialen Arbeit erforderlich ist. Ich sehe Männer, die versuchen, eine kongruente Persönlichkeit zu werden. Personale Kompetenzen Sozialer Arbeit sind in ihrer Persönlichkeit integriert, u.a. als Rollendistanz und Reflexionsfähigkeit (z.B. in Hinblick auf Übertragungsphänomene). Sie wissen um ihre Vorbildkompetenz, z.B. in der Vater-Übertragung durch jugendliche Klienten.

Konsequenzen: Eine Geschlechterpolitik mit dem Ziel, herkömmliche, hegemoniale Männlichkeitskonstruktionen zu überwinden, ist nur möglich, wenn Männer auch in der Bildungs- und Sozialarbeit nicht unter-repräsentiert sind. Männer in der Sozialen Arbeit können Jungen eine reflektierte männlichen Identität vorleben und sind dabei für die Jungen gegenüber und Projektionsfläche. Das Thema „Männer in der Sozialarbeit“ muss ins Zentrum des sozialarbeitswissenschaftlichen Diskurses getragen werden, um die Situation zu überwinden, dass weniger als ein Viertel der Sozialarbeitsstudenten Männer sind und junge Männer bei der Berufswahl ein Studium der Sozialen Arbeit mit „Unmännlichkeit“ gleichsetzen, woran sich auch die letzten 10 Jahre nichts geändert hat, und um Strategien zu entwickeln, junge Männer wieder für diesen Studiengang zu begeistern (und da geht es nicht zuletzt auch um die Vergütung dieser Arbeit). Nebenbei: Ich arbeite in der Benachteiligtenförderung: Dort erlebe ich alltäglich die Notwendigkeit der Präsenz/Parität weiblicher und männlicher (Sozial-) Pädagogen.

Prof. Dr. Roland Bader

„Wenn Supernanny ’n Kerl ist ...“ -

Welchen Einfluss haben Fernsehbilder von Sozialarbeitern auf die Berufswahl junger Männer?

Aktuelle Studien (Budde, Böhm und Maika, 2009; Budde, 2009) zeigen, dass bei Berufsentscheidungen junger Männer für oder gegen die Soziale Arbeit neben Informationsdefiziten und dem geringen Einkommen vor allem auch falsche Vorstellungen über die Tätigkeiten eines Sozialarbeiters ausschlaggebend sind. Handlungsfelder und Tätigkeiten der Sozialen Arbeit sind heterogen und müssen keineswegs – wie dies den befragten männlichen Jugendlichen vorkommt. Berufsbildern von z. B. Managern widersprechen. Im Fernsehen werden Jugendlichen Handlungsfelder von SozialarbeiterInnen und männliche Figuren präsentiert, etwa der Schuldnerberater Peter Zwegat, der Streetworker Thomas Sonnenberg, der Schulsozialarbeiter Thorsten Heck oder der Jugendberufshelfer Christian Rach. Rezipienten ist oftmals gar nicht klar, dass es sich überhaupt um sozialarbeiterische Tätigkeitsfelder handelt - und welche Rezeptionsperspektive Jugendliche einnehmen, ist unerforscht.

Die genannten männlichen Figuren machen zumindest eines klar. Sozialarbeit muss keineswegs ein Frauenberuf sein. Die Sozialarbeiter in den Soaps repräsentieren Aspekte der Sozialarbeit. Inwieweit diese typisch weiblich oder männlich sind, sei dahingestellt – womöglich liegen sie jenseits geschlechtsstereotyper Klischees.

Bei der Analyse dieser Sendungen stellen sich einerseits Fragen nach dem Wahrheitsgehalt, andererseits Fragen nach der Rezeptionsperspektive und dem Identifikationspotenzial dieser Figuren, insbesondere für junge Männer. Wollen die Serien überhaupt etwas von Sozialarbeit erzählen? Überformen dramaturgische Zwänge und Formatanforderungen die dargestellten Geschichten so, dass die sozialarbeiterische Wirklichkeit gar nicht mehr erkennbar ist? Wie werden Handlungsfelder dargestellt, und kann dies für Jugendliche über die reine Unterhaltung hinaus orientierende oder informative, gar einen Einfluss auf die Berufswahl haben?

Methode

Im Sommersemester 2011 führe ich zwei Praxisforschungsseminare im Studiengang BA Soziale Arbeit an der HAWK in Holzminden durch zu den Themen „Darstellung Sozialer Arbeit in Fernsehserien“ und „Männer in der Sozialen Arbeit“, das letztere zusammen mit dem Kollegen Dr. Gerhard Litges. Die Studierenden werden forschungsrelevante Fragestellungen zu den genannten Themen entwickeln und empirisch erforschen. Dabei geht es um die Konfrontation der Serienfiguren mit der sozialarbeiterischen Wirklichkeit (ExpertInnengespräche), die Frage der Rezeptionsperspektive (Interviews mit Rezipienten) sowie um die Frage nach dem Identifikationspotenziale für junge Männer (Videoausschnitte, Videomontage, Gruppendiskussionen). Zum Einsatz kommen qualitative Verfahren aus der empirischen Sozialforschung (Interview, Beobachtung, Gruppendiskussionen) sowie inhaltsanalytische Methoden aus der Medienwissenschaft.

Mediale Formate (z. B. Filmausschnitte) werden unter dem Aspekt betrachtet, dass die Interaktionen der Figuren so gestaltet sind, dass sie „innere Bilder“ (kognitionspsychologisch: „Schemata“, „Skripte“, psychoanalytisch: „Imagines“) repräsentieren. Um virulent zu werden (z. B. für die Berufswahl junger Männer), müssen die TV-Bilder einerseits „innere Bilder“ der jungen Männer ansprechen und andererseits einer wie auch immer validierten Konstruktion sozialarbeiterischer Wirklichkeit entsprechen. Der „Wahrheitsgehalt“ der TV-Serien wird durch entsprechende Experteninterviews kritisch dekonstruiert.

Dr. Frauke Mingerzahn

Erwartungen an männliche Professionelle in Kindertagesstätten aus Sicht ihrer Kolleginnen

Fragestellung: Welche Erwartungen bringen die im Feld Tätigen Professionellen an männliche Kollegen in Kindertagesstätten mit?

Methodisches Vorgehen:

Gruppendiskussion mit Studierenden des berufsbegleitenden Studienganges „Bildung, Erziehung und Betreuung im Kindesalter – Leitung von Kindertageseinrichtungen“ des 1. und 5. Semesters. Diese Studierenden sind langjährig, zum großen Teil als Leiterinnen, in Kitas tätig. Einige Studierende des 5. Semesters nehmen an dem Modellprojekt-Träger des Bundesmodellprogramms „Mehr Männer in Kitas“ teil. Diskutiert werden sollen Fragen wie: Was wird von Männern erwartet, wenn sie in die Einrichtung kommen? Was wird ihnen zugeschrieben? Welche Männer sind es denn und "haben die wirklich Lust auf das Fußballspielen mit den Jungen?" Wenn nicht, was dann? Sind sie dann trotzdem erwünscht? Wie muss sich das evtl. vorhandene Männerbild der Erzieher/innen ändern? etc. Mit den Studierenden werden die Thesen diskutiert und auf die eigene Praxis hin hinterfragt. Dabei richtet sich der Focus nicht nur auf die Studierenden selbst, sondern fragt auch nach den Einstellungen ihrer Kolleginnen und Kollegen in ihren Einrichtungen. Einige Studierende sollen die Ergebnisse der Diskussion in Frankfurt mit präsentieren.

Befunde, Thesen zur Fragestellung

Hinter der Fragestellung steht auch die Forderung nach einer Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller in Kindertageseinrichtungen. Diese hat verschiedene Dimensionen.

In der ersten Dimension sind die Kinder im Focus:

Ein Hauptargument ist das Fehlen männlicher Bezugspersonen für Kinder beiderlei Geschlechts als vertrauensvolle Bezugsperson zur geschlechtsadäquaten Beurteilung von Verhalten. Für Mädchen und für Jungen spielen männliche Bezugspersonen dabei unterschiedliche Rollen, die es weiter zu betrachten gilt.

Die zweite Dimension ist die der Qualität der Arbeit:

Mit der Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller wird Reflexion in Bezug auf Geschlecht provoziert. Gewohnte Arbeitsabläufe werden geschlechtsreflektiert hinterfragt. Neue Varianten der Arbeit werden erprobt und das Angebotsspektrum der Kindertagesstätte erweitert. Hier besteht die Chance zur Steigerung der Qualität der Arbeit der Mitarbeiter/innen in der Kindertagesstätte.

Die dritte Dimension ist die des gesellschaftlichen Ansehens:

Analysen der finanziellen Entlohnung von Berufen zeigen, dass eine Erhöhung des Männeranteils eine Erhöhung des Entgelts bedingt. Faktisch betrachtet ist damit also eine Aufwertung des Berufsstandes zu erzeugen. Moralisch betrachtet ist eine solche Argumentation kritisch zu hinterfragen.

Die vierte Dimension ist die der Mitarbeiter/innen:

Vielfalt unter den Mitarbeiter/innen erhöht die Arbeits- und Leistungsfähigkeit eines Teams. Das Geschlecht ist dabei eine wichtige Kategorie. Hier kann eine bewusste Steuerung stattfinden.

Prof. Dr. Julia Lepperhoff

Zur Aktivierung von Männern in Sozial- und Pflegeberufen – eine Analyse von bundespolitischen Programmen und Projekten

Fragestellung (siehe auch CfP)

Warum haben die Programme zur Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller derzeit Konjunktur? Welche Interessengruppen und Interessenslagen stehen dahinter?

Methodisches Vorgehen

Im Beitrag werden Programme der Bundesregierung (z.B. „MEHR Männer in Kitas“) und Projekte (z.B. „Neue Wege für Jungs“) zur Förderung von Jungen und Männern in Sozial- und Pflegeberufen und die damit verknüpften Argumentationslinien einer kritischen Analyse unterzogen (Dokumenten- und Diskursanalyse).

Arbeitshypothesen zur Fragestellung

Als Hintergrund der politischen Aktivitäten sind die notwendig gewordene Ausweitung des Beschäftigungsfeldes und der demografische Wandel zu betrachten. Die Strategie, Jungen und Männer vermehrt für Sozial- und Pflegeberufe zu gewinnen und sie auch in den entsprechenden Studiengängen zu fördern, basiert dabei jedoch auf einer mehrfachen Verkürzung:

Quantität vor Qualität: Der massive Fachkräftemangel (insbesondere in den Pflegeberufen) dient als Hintergrund für eine vorwiegend quantitativ ausgerichtete Strategie der „Geschlechtergleichstellung“ (im Sinne eines simplen „sex counting“). Qualitative Aspekte spielen nur eine marginale Rolle.

Fortschreibung geschlechtsbezogener Ungleichheit: Strukturelle Diskriminierungen qua Geschlecht (wie z.B. fehlende gesellschaftliche und monetäre Anerkennung der Sozial- und Pflegeberufe), die in das Studium und die Ausübung von Sozial- und Pflegeberufen eingeschrieben sind, werden de-thematisiert. Geschlechtsbezogene Ungleichheiten werden dadurch fortgeschrieben. Inwieweit mit der Aktivierung von Männern langfristig eine Aufwertung des Berufsfeldes verbunden ist, bleibt vor dem Hintergrund der Erkenntnisse zur „Vergeschlechtlichung von Berufen“ kritisch zu diskutieren.

Erhöhung des Männeranteils ohne (weitere) Professionalisierung Sozialer Arbeit?

Inwiefern kann die angestrebte Erhöhung des Männeranteils angesichts zu beobachtender De-Professionalisierungstendenzen in den Berufsfeldern und eines eher wenig kritisch-reflektierten Geschlechter-Wissens vieler männlicher und weiblicher Fachkräfte erfolgreich und sinnvoll sein?

Plädoyer für eine (weitere) Professionalisierung in den Feldern Sozialer Arbeit und die Qualifizierung und Stärkung eines kritisch-reflektierten Geschlechter-Wissens der Fachkräfte

Gestützt auf die Erfahrung als Dozent an einer Fachschule für Sozialpädagogik und den Einblick in wesentliche Aspekte und aktuelle Veränderungen in der Ausbildung und der Berufspraxis von Erzieherinnen und Erziehern in Berlin werden bisherige Erkenntnisse aus der Frauen- und Geschlechterforschung auf die aktuelle Diskussion um mehr Männer in der Sozialen Arbeit bezogen.

Befunde, Thesen:

(1) Die Erhöhung des Männeranteils in der Sozialen Arbeit – insbesondere im Bereich von Kindergarten und Grundschule – ist eng mit der Professionalisierung der Ausbildungsformate und Berufsfelder verknüpft.

Entgegen der öffentlich breit vertretenen und fachlich unumstrittenen Forderung, die Arbeit von Erzieher/innen und deren Qualifikation zu verbessern und die Berufsfelder damit weiter zu professionalisieren, führt allerdings der gegenwärtige Fachkräftemangel im Land Berlin eher dazu, dass es, zu einer Abwertung der bestehenden Ausbildungsformen sowie der Qualifikationen und Tätigkeiten der Fachkräfte kommt. Dieses für traditionelle Frauenberufe ganz typische Muster im Umgang mit Qualifikation und Eignung kann als De-Professionalisierungstendenz verstanden werden und dürfte wohl kaum geeignet sein, den Anteil von (qualifizierten) Männern – wie auch von qualifizierten Frauen – langfristig zu erhöhen.

(2) Vieles spricht dafür, dass es tatsächlich sinnvoll ist, wenn Kinder und Jugendliche von verschiedenen Menschen – u.a. von mehr Männern als bislang in diesem Feld vertreten sind – in ihrer Entwicklung begleitet und unterstützt werden. Allerdings ist die Qualifikation der Fachkräfte – auch der Männer – hierbei keineswegs beliebig.

Am Beispiel der Diskussion um die so genannten „Bildungsverlierer“ wurde aufgezeigt, dass es vor allem Jungen und junge Männer mit traditionellen Männlichkeitsvorstellungen sind, die im deutschen Bildungssystem Schwierigkeiten haben. Kritisch-reflektiertes und praktisches Geschlechter-Wissen der (männlichen wie auch weiblichen) Fachkräfte ist für eine erfolgreiche Arbeit mit diesen zentral.

Ein reflektiertes und praktisches Wissen zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen ist zudem gerade dann bedeutsam, wenn der Anteil der männlichen Fachkräfte in den Berufsfeldern erhöht werden soll und sich in Arbeitsteilung und Konkurrenzen vor Ort verschiedene Veränderungen ergeben.

(3) Unreflektiert bleibt zudem häufig, wie mit den unterschiedlichen Bildern zu weiblichen und männlichen Fachkräften professionell umgegangen wird bzw. werden sollte. Neben dem Bild des strahlenden Ritters werden Männer gleichsam mit dem Verdachtsbild des Pädophilen konfrontiert. Dabei bietet die Perspektive einer (weiteren) Professionalisierung der Ausbildung und der Berufsfelder von Erzieher/innen die Chance, die eigene Berufsmotivation (z.B. „Ich mag gerne Kinder“), den Umgang mit körperlichen Grenzen, Gefährdungsrisiken etc. nicht tabuisiert oder im Einzelfall, sondern tatsächlich verallgemeinerbar fachlich zu reflektieren und zu gestalten.

Abschließend stellt sich daher die Frage, was überhaupt die ganze Diskussion um eine Erhöhung des Männeranteils nützt, wenn gleichzeitig Felder Sozialer Arbeit de-professionalisiert werden und nachrangig erscheint, welche Qualifikation die erhofften männlichen (und weiblichen) Fachkräfte – über ihre Geschlechtszugehörigkeit hinaus – haben (sollten).

Kim-Patrick Sabla

„Qualifiziert qua Geschlecht? Geschlechter- und professionstheoretische Überlegungen“

Fragestellung: Der Beitrag greift schwerpunktmäßig zwei der im CfP skizzierten Fragestellungen auf. Er setzt sich einerseits mit aktuellen Diskursen und Programmen zur Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller auseinander und beleuchtet Motive, Interessengruppen und -lagen. Andererseits bietet er theoretische Überlegungen an für die Diskussion der Frage, warum eine Erhöhung des Anteils männlicher Professioneller in der Sozialen Arbeit anzustreben ist (oder eben auch nicht). Methodisches Vorgehen: Ausgehend von der Infragestellung bisheriger sozialisierungstheoretischer Begründungen und der geschlechtlichen Codierung aktivierungsprogrammatischer Umsteuerungen in der Sozialen Arbeit argumentiert der Beitrag in einer Kombination aus geschlechter- und professionstheoretischen Perspektiven. Damit soll er eine Diskussion über Ambivalenzen der Zielausrichtung auf die Erhöhung des Männeranteils in der Sozialen Arbeit anregen. Hierfür werden vor allem die beiden Aspekte der Repräsentation von binärer Geschlechtlichkeit in den professionellen Handlungsfeldern als auch die Verschiebungen der Geschlechterverhältnisse in den akademischen Statusgruppen in den Mittelpunkt der Problematisierung gestellt.

Thesen zur Fragestellung: Entlang der Fragestellung und des methodischen Vorgehens wird die vermeintliche „Selbstverständlichkeit“ der Forderung nach mehr Männern im Bildungs- und Erziehungswesen theoretisch beleuchtet und professions- sowie geschlechtertheoretisch hinterfragt. Im Mittelpunkt stehen dabei die These der historisch begründeten weiblichen Vergeschlechtlichung Sozialer Arbeit und die Frage, welche Folgen der derzeit mit der Forderung „mehr Männer in die Soziale Arbeit“ intendierte Geschlechtswechsel von Profession und Disziplin erwarten lässt.

Yvonne Haffner (Darmstadt)

Männer in der Sozialen Arbeit – Anforderungen an die Fachkultur

Vortragsexposé für einen Beitrag auf der Arbeitskonferenz „Mehr Männer in die Soziale Arbeit? Kontroversen, Konflikte, Konkurrenzen“ am 24.06.2011 in Frankfurt am Main
Dass es „typische“ Männer- bzw. Frauenberufe gibt, ist sicherlich nichts Neues. Neu sind allerdings die Bemühungen, das jeweils andere Geschlecht für diese Berufe zu begeistern. So scheint seit einigen Jahren in Deutschland Einigkeit darüber zu herrschen, jungen Frauen eine erfolgreiche Berufstätigkeit in den zukunftsträchtigen Natur- und Ingenieurwissenschaften zu ermöglichen. Angesichts des erwarteten Fachkräftemangels unterstützen PolitikerInnen, potentielle ArbeitgeberInnen und einschlägige Berufsverbände Projekte und Fördermaßnahmen, die junge Frauen zur Aufnahme eines naturwissenschaftlichen oder technischen Studiums bewegen sollen. Trotz aller Bemühungen laufen vieler dieser Maßnahmen jedoch ins Leere: Der Anteil der Studienanfängerinnen in diesen Fächern ist zwar leicht gestiegen, der erhoffte Erfolg blieb indes aus. Das ist wenig verwunderlich, haben die jungen Frauen doch ein sehr feines Gespür dafür, ob sie in einem Fach willkommen sind oder nicht. Es zeigt sich, dass sich zunächst die Fach- und Arbeitskultur ändern muss, damit junge Frauen das Gefühl vermittelt bekommen, dass sich ihr Engagement auch lohnt und sie sich tatsächlich für ein Studium in einem Männerfach entscheiden (Haffner 2007).
Ein ähnliches Problem, so die These, stellt sich jungen Männern, die ein frauendominiertes Fach wie die Soziale Arbeit studieren wollen. So gilt die Soziale Arbeit doch gerade deshalb als „unmännlich“, weil sie nicht den Vorstellungen einer „hegemonialen Männlichkeit“

entspricht (Conell 1987, 1995; Krabel/Stuve 2006; Budde/Willems/Böhm 2008) und damit ist auch der von Familienministerin Kristina Schröder für das Jahr 2011 ausgerufene bundesweite Boys‘ Day zu verstehen. Schröder verfolgt das Ziel, „den Jungs eine Berufswahl jenseits des Rollendenkens zu ermöglichen, um ihnen dieselbe Möglichkeit wie Mädchen zu geben, Berufe für sich zu entdecken und ihre Talente zu entfalten“ (Schröder in einer Rede anlässlich des 10. Girls‘ Days 2010). Das untypische Berufsinteresse der jungen Männer an der Sozialen Arbeit (Popp 2008) ist also eine Berufswahl jenseits des Rollendenkens und damit gerade an jene junge Männer gerichtet, die die traditionellen Männlichkeitsnormen nicht erfüllen (wollen). Doch, so stellt sich nun die Frage, sind es gerade diese Männer, die in der Praxis der Sozialen Arbeit erwünscht sind? Oder sind es nicht gerade diejenigen, die nun doch den traditionellen Männlichkeitsnormen entsprechen, um vor allem den „männlichen Modernisierungsverlierern“ ein Vorbild zu sein und entsprechend disziplinierend und durchsetzungsfähig auftreten (Budde 2009). Wenn die Forderung nach „mehr Männer in die Soziale Arbeit“ nicht ein bloßes Lippenbekenntnis bleiben soll, muss geklärt werden, inwieweit die Fach- und Arbeitskultur junge Männer systematisch von der Aufnahme eines Studiums der Sozialen Arbeit abhält, da sie spüren, dass sie mit ihren Vorstellungen und Erwartungen eigentlich nicht willkommen sind. Mit diesem Beitrag soll ein erster Schritt zur Beantwortung dieser Frage getan werden: Es sollen erste empirische Ergebnisse eines laufenden Lehrforschungsprojekts vorgestellt werden, das das Berufsinteresse männlicher Studierender der Sozialen Arbeit beleuchtet und deren Verhältnis zu traditionellen Männlichkeitsnormen thematisiert. Die damit verbundenen Hoffnungen und Erwartungen der jungen Männer an ihre spätere Berufstätigkeit einerseits und die sich hieraus ergebenden praktischen Konsequenzen für die Sozialen Arbeit andererseits sollen benannt und – im Sinne dieser Arbeitskonferenz – zur Diskussion gestellt werden.

Prof. Dr. Angelika Henschel/Andreas Eylert

„Mehr Männer in „Frauenberufen“ - was bedeutet das für die Frauen?“

- Methodisches Vorgehen

Vorstellung und Vertiefung u. g. Thesen sowie von Auszügen/Statements aus Interviews mit Frühpädagoginnen¹ per Powerpointpräsentation. In der an den Input anschließenden Diskussion soll/kann der Frage nachgegangen werden, welche Maßnahmen, z. B. in Aus- und Weiterbildung und Studium, die weiblichen Fachkräfte im Umgang mit der voraussichtlich wachsenden Anzahl von Männern unterstützen können. Zudem bedarf es der Klärung, wie Männer die „weibliche Kitakultur“ bereichern können, ohne dass sich traditionelle Geschlechterverhältnisse erneut reproduzieren.

- Befunde, Thesen zur Fragestellung

Vor dem Hintergrund eines bereits sichtbaren Mangels an Pädagogen/innen, insbesondere im Bereich der frühkindlichen Bildung, Betreuung und Erziehung, wurden in den letzten Jahren zahlreiche Programme zur (vermeintlichen) Steigerung der Attraktivität des Berufsfeldes (insb. durch Anwerbung junger Ausbildungsplatzsuchender) aufgelegt. In Niedersachsen z. B. das Programm „Typen gesucht“, in Hessen „Große Zukunft mit kleinen Helden“². Einige

¹ Mit Frühpädagogen/innen sind im Folgenden Erzieher/innen aber auch Absolvent/innen von BA-Studiengängen der „Frühen Kindheit“ o.ä. gemeint.

² Vgl. <http://www.typengesucht.de/> und <http://www.grosse-zukunft-erzieher.de/>

weitere Programme, wie z.B. „Mehr Männer in Kitas“, richten sich gezielt an Männer und bieten diesen - auch zeitlich verkürzte - Zugänge zum (früh)pädagogischen Arbeitsfeld³. In Gesprächen, Interviews und der Weiterbildung von Erzieherinnen wird deutlich, dass die Frühpädagoginnen dieser Entwicklung mit gemischten Gefühlen begegnen. Die Erzieherinnen begrüßen zwar grundsätzlich die Tätigkeit von männlichen Fachkräften in den Kitas. In der Praxis äußern sie aber auch kritische Aspekte, z. B.:

Durch die verkürzte Ausbildung⁴ für Männer und die verstärkten Bemühungen um männliche Fachkräfte entsteht bei den Frauen der Eindruck, Männer seien qua Geschlecht besser geeignet für den Beruf – dies führt dazu, dass sie sich und ihre (jahrelange) Arbeit abqualifiziert sehen.

In Bewerbungsverfahren erleben die Erzieherinnen einen ähnlichen Effekt von Seiten der Arbeitgeber. Männliche Fachkräfte werden bevorzugt eingestellt, selbst wenn ihre formalen Qualifikationen nicht denen der am besten qualifizierten Frau entsprechen. Auch hier entsteht bei den Frauen der Eindruck, sie seien auf Grund ihres Geschlechtes weniger gefragt.

Wenn Männer in den Kitas arbeiten, setzen sich in den gemischtgeschlechtlichen Teams meist klassische Geschlechterrollen fort. Der Bereich der Pflege/Care wird auch in gemischten Teams meist weiterhin ausschließlich durch Frauen abgedeckt, während die Männer vor allem als „männliches Vorbild für die wilden Jungs“ gesehen werden.

Unterschiedliche Kommunikationsmuster und pädagogische Ansätze führen im pädagogischen (Team-)Alltag zu Missverständnissen und dazu, dass Frauen ihre bisherige pädagogische Praxis in Frage gestellt und sich genötigt sehen, diese zu „verteidigen“.

³ Vgl. z.B. [http://www.koordination-maennerinkitas.de/aktuelles/einzelsicht/?tx_ttnews\[tt_news\]=20&cHash=bb78f66827314293b05eb88f00f7d745](http://www.koordination-maennerinkitas.de/aktuelles/einzelsicht/?tx_ttnews[tt_news]=20&cHash=bb78f66827314293b05eb88f00f7d745)

⁴ Vgl. z.B. http://www.mbjs.brandenburg.de/media_fast/5527/CB_Bericht20100422_korr.pdf